



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. * № 9.

Der Türkenweit.

Eine Geschichte aus dem Donaulande.

Von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Bauer reckte sich empor. Man sah es ihm an, wie er gegen diese Einmischung in seine Angelegenheiten lospoltern wollte, aber unter dem Blicke des Pfarrers verbrauchte sein Zorn. Er sah kleinlaut zu Boden.

„Herr Pfarrer...“ rang es sich mühsam aus seiner breiten Brust.

Der alte Mann winkte ihm, zu schweigen.

„Lassen Sie, Nieder. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie sind gezwungen gewesen. Ich aber sage Ihnen, zu einer Sünde darf einen nichts zwingen können, gar nichts. Und was Sie haben thun wollen, wär' eine große Sünde gewesen. Und noch größere hätten daraus entstehen können. Der liebe Gott aber hat es besser mit Ihnen vor, als Sie es verdienen. Der Herr hier — Aber das erzählen Sie ihm besser selber,“ wandte er sich lächelnd an Mader. „Ich muß mich fertig machen, damit wir gleich gehen können, wenn der Bürgermeister kommt.“

Er ließ die beiden allein und ging schnurgerade nach der Kammer seiner Wirtschafterin. Einen Augenblick lang horchte er auf die Frauenstimmen, die drinnen redeten.

„Wie sie das arme Ding mit ihren Fragen martert!“ dachte er kopfschüttelnd. „Ja, die Neugier, die Neugier! — Na, heut darf man's ihr nicht einmal so übelnehmen. Du lieber Gott, was für G'schichten!“

Er klopfte stark an die Thür. „Geh doch noch einmal in mein Zimmer, Rosel!“ rief er. „Dort sitzen dein Vater und dein zukünftiger Mann beisammen. Die haben dir gewiß was zu sagen.“

Als Rosel zu den beiden Männern in das Zimmer trat, blieb sie erschrocken stehen. Ihr Vater, der harte, stolze Nieder, weinte!

„Komm nur her, mein Kind!“ schluchzte der Mann. „Komm und verzeih mir...“

„Vatter!“

Das Mädchen flog auf den Mann zu und schlang die Arme um seinen Hals. Er küßte sie stürmisch zweimal, dann wandte er den Kopf zu Mader, der leise zur Seite getreten war, als sich Vater und Tochter in die Arme fielen.

„Lieber Schwiegersohn...“

Am nächsten Morgen war das ganze Dorf in hellem Aufruhr. Die widersprechendsten Gerüchte schwirrten hin und her. Genauer war nicht zu erfahren. Man wußte nur, daß der Herr Pfarrer, der Bürgermeister, Franz Nieder und der Gemeindevorsteher nebst dem fremden Herrn, der gestern im Dorfwirtshaus geessen hatte, mitten in der Nacht zu der Hütte des Türkenweit hinausgezogen waren. Um den mußte es sich also handeln. Einige meinten, man sei einem ganz schenß-

Türkenweit habe heute nacht der Böse geholt, mit dem er schon lange im Bunde gestanden habe.

Die Leute strömten hinaus nach der Hütte des Türkenweit, um hinter die Sache zu kommen. Da stand aber der Gendarm, der die militärische Besatzung des Ortes bildete, als Wachtposten. Der alte Soldat war, wie immer, wenn er sich im Dienste befand, äußerst unzugänglich und schnauzte seine besten Freunde an, wenn sie ihn mit ihren neugierigen Fragen bestürmen wollten. Aus dem war nichts herauszukriegen. Aus dem Bürgermeister auch nicht. Der liebte von jeher, den Diplomaten zu spielen.

„Nix darf i sagen,“ war seine ständige Antwort auf alle Fragen, und sein faltiges, glattrasiertes Bauerngesicht sah dabei so unsäglich geheimnisvoll aus, daß die Frager fast starben vor Neugier. „Gar nix!“

„Warl's, bis die Herren vom Gericht kommen.“

Die kamen endlich gegen Mittag. Es waren ein paar Herren vom Bezirksgericht und der den Dörflern wohlbekannte Kreisphysikus. Sie zogen zu der Kommission, die sie bildeten, ein paar von den angeseheneren Einwohnern des Dorfes hinzu, dann begaben sich alle zusammen nach der Hütte, vor welcher die bewaffnete Macht Posten stand.

Jetzt löste sich endlich das Geheimnisvolle auf. Aus der Hütte wurde die Leiche des Türkenweit nach der Kirchhofkapelle gebracht. Der Alte war also gestorben. Und auf ein paar Leiterwagen wurden schwere Kisten gepackt; die Kisten waren leer nach der Hütte geschafft worden. In denen wurde der Schatz, von dessen Größe auf einmal die ungeheuerlichsten Gerüchte durch die Gassermenge liefen, nach der Gerichtsstelle gebracht. Man munkelte auch von einem Morde, den der

Tote um dieses Schatzes willen vor langer, langer Zeit begangen haben sollte, aber nur so nebenbei. Das war ziemlich lange her, der Schatz aber war wirkliche, leibhaftige Gegenwart.



Ansicht des Klosters Ajin Pawlu am Berge Athos. (S. 67)

Die Leute waren nun auf einmal ziemlich zutreffend unterrichtet. Man wußte, daß der Fremde, der nun im Niederhofe wohnte, der Erbe des Türkenweit und der künftige Mann der Rosel war; man wußte, daß der Schatz vom Hoheneggstein herstammte, und führte in der Bauernstube des Dorfwirtshauses, die an diesem Tage die Fülle der Besucher nicht fassen konnte, aufgeregte Debatten, wem der Schatz nun wohl zufallen würde.

„Dem Staat g'hört er!“ schrie der eine. „Die Hoheneggsteiner sind aus'gestorben, und ein Vermögen, zu dem keine Erben da sein, wird ärarisch. Dös wißt's do', Manner!“

„Mit wahr is's!“ schrie ein anderer. „Ein Schatz g'hört dem, der 'n find't, und dem, dem der Grund und Boden g'hört.“

„Mir scheint, der Schatz wird am End' den Advokaten g'hör'n,“ meinte melancholisch ein alter Mann, der an einem langwierigen Rechtsstreite vom Großbauern zum Häusler geworden war.

Da mischte sich die Frau Wirtin in das Gespräch. Es gab gerade eine Pause am Schenkstisch, so daß sie ihre triefenden Hände abtrocknen und aufatmend sagen konnte: „Streit's do' nit, Manner, wann's nix wißt's. Grad zuvor war die Wirtschafterin vom Herrn Pfarrer da bei mir, die hat mir alles erzählt . . .“

„Na, was sagt s' dann?“ fragten die Männer neugierig.

Die behäbige Frau ließ die Neugierigen im Gefühle der eigenen Wichtigkeit eine ganz Weile zappeln, ehe sie belehrend sagte: „Ein' Riesenprozeß kumt's geben. Der Schatz is Nachlaß einer aus'gestorbenen Familie, g'hört also dem Staat, und der Herr Mader kriegt also nur den Funderlohn, fuß'gtausend Gulden . . .“

„Ach ein schön's Geld!“ rief einer dazwischen.

Die Frau Wirtin sah den Störenfried vernichtend an und fuhr dann fort: „Der Schatz is aber vergraben und vergessen g'wesen, und der Türkenweit hat 'n g'funden. Er g'hört also, wenn man's so nimmt, alfer ganzer dem Herrn Mader, dem Enkel des

Türkenweit. Da thät' jekt ein Riesenprozeß herauskommen . . .“

„ . . . und der Schatz g'hört den Advokaten, wie i g'sagt hab'“ warf der Häusler ein, der einmal Großbauer gewesen war.

„ . . . wenn unfer Herr Pfarrer nit wär,“ fuhr die Wirtin fort. „Sowie der Schallngruber begraben is, ahrt der Herr Pfarrer mit dem Herrn Mader nach Wien. Der Hofburgpfarrer is ein Studienkolleg' und ein alter Freund von unserem geistlichen Herrn. Der wird den zwei'n eine Audienz beim Kaiser verschaffen und auch sonst sich um die Sach' annehmen, daß der Staat mit dem Herrn Mader ein' Vergleich eingeht. Die Hälfte wird er wohl kriegen, unfer Kaiser is ja ein guter Herr. Dann heirat' der Herr Mader die Rosel, der Niederhof wird schuldenfrei, und alles hat ein gut's End'.“

Die Bauern sahen sich verblüfft an. Es ärgerte sie heimlich, daß der Nieder so viel Glück haben sollte. Seinem Aerger lauten Ausdruck zu geben, hütete sich aber jeder. Das wäre unpolitisch gewesen. Sie wechselten also das Gespräch und begannen von den beiden Fässern Wein zu reden, die man in dem Gewölbe gefunden hatte.

„Stellt's euch vor, Manner,“ berichtete einer, der an der Kommission teilgenommen hatte, „d' Faßdauben sind runterbröckelt wie Schwamm, wie wir d' Fässer nur an'tupft haben mit der Hand. Der Wein aber is nit aus'ronnen. In seiner eigenen Haut is er g'standen, die er ang'sekt hat in der langen Zeit . . .“

Erstaunte Rufe unterbrachen den Erzähler. Die Weinbauern interessierte diese Geschichte von den uralten Fässern unendlich.

„Der muß aber gut schmecken!“ rief einer.

„Gar nit,“ antwortete der Kommissionsmann. „Wir haben ihn kost't. Stark war er schon, aber dumpf und trüb und ohne rechten G'schmack.“

In diesem Augenblick kam ein neuer Gast, ein Bauer, der am unteren Ende des Dorfes wohnte, und brachte wieder eine neue Wendung in das Gespräch.

„Manner, wißt's, wer grad jekt im Dorf war?“

„Na? Wer?“

„Der Fuchs von Großsiegling,“ erzählte der Ankömmling blinzeln. „Bei

dem Lehnhartner mir gegenüber war er. Ihr wißt's ja, wie der hängt bei ihm. Wird's wohl nimmer lang machen, der arm' Teufel. Na, bei dem war er, der Fuchs, hat sich die G'schicht' haarklein erzählen lassen und is dann teufelswild davong'fahren.“

Ein bröhnendes Lachen antwortete. Die Bauern stießen pfiffig blinzeln mit den Gläsern an und waren auf einmal mit dem Glück des Nachbarn so ziemlich ausgesöhnt. Es war zu schön, daß das stattlichste Gut weit und breit diesem Blutsauger aus den Klauen gerissen wurde.

In Anbetracht der außerordentlichen Umstände wurde dem Enkel des Einsiedlers am Hoheneggstein die Hälfte des aufgefundenen Schatzes überwiesen. Das war genug, um den Hof schuldenfrei zu machen und ihn durch bauliche Veränderungen und abrundende Ankäufe an Aedern und Wiesen zu einem Rittergute auszugestalten.

Franz Nieder bewirtschaftet das Gut. Seine rechte Hand ist der Oberknecht Ferdinand, der nach seiner Genesung an Stelle eines Schmerzensgeldes sich ausbedungen hatte, auf dem Hofe bleiben zu dürfen. Der Adellaß schien seine Gemütsart wohlthätig beeinflusst zu haben, er vertrug sich mit seinem Herrn fortan ganz ausgezeichnet.

Karl Mader, der den Namen seines Großvaters wieder angenommen hat und sich nun Schallngruber schreibt, lebt mit seiner Rosel das behagliche Leben des Gutsherrn, der sich ganz und gar der Erziehung seiner Kinder widmen kann. Diese Kinder sind Veit, Sebastian und Peter, drei gesunde Blondköpfe. In ihren jungen Gemütern weben sich allerlei Märchensäden, die von dem ausgestopften Falken in Vaters Studierstube zu der Gedenktafel im Garten führen. Auf ihr ist zu lesen:

„Dem Andenken Veit Schallngrubers,
geboren den 2. Juli 1792,
gestorben den 4. Juni 1892.
Er hat gesündigt, aber er hat gebüßt.“

G e n d e.

Die Blume von Horta.

Erzählung von Reinhold Ortman.

1. (Nachdruck verboten.)

Es war an einem Frühlingsmorgen des Jahres 1847, als die englische Brigg „Lucy“ in die Bucht von Horta, den natürlichen Hafen der Insel Fayal, einlief. Drei Tage lang war das Schiff auf dem Atlantischen Ozean ein Spielball des furchtbarsten Orkans gewesen, den man seit Menschengedenken unter diesen Breiten erlebt hatte. Wacker hatte es sich unter der Führung seines tüchtigen Kapitäns gegen Wind und Wellen gehalten, trotz dem aber schwere Havarie erlitten, und war nur als Brack und unter Rotsegeln mit Mühe in den retten den Hafen gelangt.

Unter solchen Umständen an eine Innehaltung des bisherigen, nach dem amerikanischen Festland gerichteten Kurses zu denken, wäre offenbar Wahwitz gewesen, und Kapitän Jones war bei aller Kühnheit nicht der Mann, das Leben seiner Leute wie



Die alte Rheinbrücke in Basel. (S. 67)

das Eigentum seines Reeders leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Er hatte also auf Fayal, das westliche Eiland in der Inselgruppe der portugiesischen Azoren, zugehalten, und es war eine sehr achtungswürdige seemannische Leistung, daß er den Hafen von Horta glücklich erreicht hatte.

Dort aber war die Einfahrt eines so übel zugerichteten Seglers durchaus kein ungewöhnliches Schauspiel. Die Lage der kleinen vulkanischen Insel hat ihr von jeher eine besondere Bedeutung für die Schifffahrt gerade dadurch gegeben, daß sie den vom Mißgeschick betroffenen Amerikafahrern sichere Zuflucht zu gewähren vermag. In der Hafenstadt Horta trifft man daher immer Seeleute aller Nationen, die entweder auf die Ausbesserung ihrer in der Bucht vor Anker gegangenen Schiffe oder — wenn eine solche unmöglich ist — auf Abholung durch andere Fahrzeuge warten müssen.

Auch die Mannschaft der „Lucy“ ging ans Land, und die Matrosen durften sich auf einige Wochen vergnüglichen Nichtsthuns gefast machen. Denn eine genaue Untersuchung ergab, daß das Schiff noch schwerer gelitten hatte, als man glaubte, und es brauchte etwa zwei Monate, um es vollständig wieder auszubessern.

An Bord der „Lucy“ hatte sich auch ein Passagier befunden, ein hochgewachsener, stattlicher Mann in der Mitte der Zwanzig und von ausgesprochen englischem Typus. Seine Haltung und der Ausdruck kühler Vornehmheit auf seinem Gesicht zeigten, daß er entweder ein hochgeborener oder doch wenigstens sehr reicher Gentleman sei.

Der Fremde schien die Verzögerung seiner Reise sehr unangenehm zu empfinden. Sein Blick streifte mit unverkennbarem Mißmut über das liebliche Landschaftsbild hin, das die am grünen Berghange amphitheatralisch aufsteigende Stadt dem Auge des Landenden darbot. Er wechselte ein paar Worte mit dem Kapitän Jones, der ihn überaus respektvoll behandelte, und wandte sich dann an einen der dienstfertig herandrängenden jungen Burschen mit dem in fließendem Portugiesisch ausgesprochenen Befehl, sein Gepäck nach dem besten Gasthause von Horta zu schaffen. Der Weg dahin war nicht weit, und der Wirt empfing den unfreiwilligen Gast der Insel mit all der unterwürfigen Höflichkeit, die er einem reichen Engländer schuldig zu sein glaubte.

Gewiß hatte er zum mindesten einen Lord in ihm vermutet, und es enttäuschte ihn wohl ein wenig, als jener nur den einfachen Namen Henry Briggs in das Fremdenbuch schrieb. Aber seine Ehrfurcht kehrte sogleich zurück, da Mr. Briggs den Versuch, eine Unterhaltung über die gefährlichen Abenteuer der letzten Tage und das bedauerliche Schicksal der „Lucy“ zu beginnen, mit hochmütiger Kälte zurückwies. So unzugänglich und selbstbewußt war nach der Meinung des Portugiesen nur ein wirklich vornehmer Herr.

Kaum eine halbe Stunde nach der Landung unternahm der junge Engländer seinen ersten Spaziergang durch die Stadt. Das bunte, vielsprachige Hafenleben schien ihn nicht sonderlich zu interessieren, denn er bog alsbald in eine der Straßen ein, die steil zu den weinbewachsenen Berghängen emporführen. Hier oben hatten sich die reicheren Bewohner von Horta ihre schmucken, villenartigen Häuschen inmitten wohlgepflegter, blühender Gärten

erbaut; eine wohlthuende Stille herrschte in diesem vornehmeren Viertel, und überall boten sich die anmutigsten Ruhepunkte für das Auge des Wanderers.

Henry Briggs aber schritt noch immer mit finsterner Miene dahin. Die unvorhergesehene Unterbrechung in seiner Reise und die Aussicht auf eine Gefangenschaft von mindestens zwei Monaten hatten ihm die Laune verdorben. Da plötzlich hemmte er seinen Schritt, und der mißmutige Ausdruck schwand schnell aus seinen Zügen, während er unverwandt nach einem Punkte hinstarrte. Das klingende Geräusch eines etwas ungestüm geöffneten Fensters hatte seine Aufmerksamkeit erregt, und was er an diesem Fenster gewahrte, war wohl danach angethan, die Falten auf seiner Stirn zu glätten.

In einem lieblichen Rahmen von schneeweißen Vorhängen und blühenden Topfgewächsen zeigte sich der schönste schwarzhaarige Mädchenkopf, den er jemals gesehen hatte. Und die großen, dunklen Augen waren voll so unschuldiger Neugier

und zugleich voll so reizender Schelmerei auf ihn gerichtet, daß er unter ihrem Blick eine seltsam warme Regung in der Gegend des Herzens spürte. Wohl ein paar Sekunden lang standen sie einander so gegenüber; dann zog der Engländer mit einer Verbeugung, die gar nichts von der sprichwörtlichen britischen Steifheit hatte, seinen Hut.

Das holde Schwarzköpfchen am Fenster wurde rot, um die frischen Lippen aber huschte ein allerliebster Lächeln, und ehe sie sich in die Tiefe des Zimmers zurückzog, erwiderte sie den Gruß mit einem freundlichen Nicken.

Dann war die anmutige Erscheinung verschwunden, und Henry Briggs wartete vergebens auf ihre Wiederkehr, obgleich er sich's nicht verdrießen ließ, wohl noch fünfmal an dem stattlichen Hause vorüber zu spazieren. Bei dieser Fensterpromenade hatte er natürlich Gelegenheit genug, auch die Umgebung etwas genauer zu mustern, und er sah, daß in der kleinen Villa unmittelbar neben der Wohnung des schönen Mädchens alle Fensterläden geschlossen waren, wie es nur bei leerstehenden Häusern der Fall zu sein pflegt. Auch die offenkundige Verwahrlosung des Gärtchens, das nur eine niedrige Hecke von dem prächtig gehaltenen Nachbargarten trennte, sprach für die Annahme, daß die Villa zur Zeit keine Bewohner habe. Henry Briggs lächelte, während er das verlassene Gebäude musterte; dann, da er inzwischen wohl die Hoffnung aufgegeben hatte, der unbekannten Schönen noch einmal ansichtig zu werden, wandte er sich nach der unteren Stadt zurück und schlug den Heimweg nach seinem Gasthause ein.

Auf einem Tischchen auf der offenen, dem Meere zugekehrten Terrasse ließ er sich bald nachher eine Mahlzeit auftragen, und als der höfliche Wirt erschien, um sich zu erkundigen, ob der gnädige Herr nach Wunsch bedient worden sei, zeigte sich der junge Engländer um vieles leutseliger als vorhin bei seiner Ankunft. Er erwies dem Gasthofsbesitzer sogar die Ehre, sich in ein längeres Gespräch mit ihm einzulassen und — wenn auch in nachlässigem und gelangweiltem Tone — allerlei auf den Ort und seine Bewohner bezügliche Fragen an ihn zu richten.

Erst nachdem er über die verschiedensten anderen Dinge Auskunft erhalten, erkundigte er sich auch nach dem Eigentümer jenes statt-

lichen Hauses, das, wie er sagte, durch gewisse Besonderheiten der Bauart sein Interesse erregt habe.

„Nach der Beschreibung kann es nur das Haus des alten Pollo sein, das Euer Gnaden meinen,“ erwiderte der Wirt. „Der darf sich freilich schon einigen Luxus gestatten; denn er ist einer der wohlhabendsten Männer hier in Horta.“

(Fortsetzung folgt.)



Professor
Dr. Hugo v. Ziemssen †.
Nach einer Photographie
vom Hofatelier Elvira in München.

Illustrierte Rundschau.

Das große Kloster des Heiligen Paulus am Berge Athos, **Ajia Pawlu**, ist durch eine Feuersbrunst, bei welcher der Prior und neun Mönche umkamen, teilweise zerstört worden. **Ajia Pawlu** ist das schönste Kloster der merkwürdigen Mönchsrepublik auf dem Berge Athos, jenes 1935 Meter hohen Felsmassivs, in das die östlichste der drei Landzungen der Chalkidischen Halbinsel im Ägäischen Meere ausläuft. Die Mönchsrepublik umfaßt 20 Klöster, 11 Dörfer, 250 Zellen und 150 Einsiedeleien mit etwa 6000 Mönchen und Einsiedlern der griechischen Kirche. — Die alte Rheinbrücke in Basel, eines der ältesten Wahrzeichen der an geschichtlichen Denkmälern reichen Schweizerstadt, ist jetzt zum Abbruch bestimmt. Trotz des langen und heftigen Widerstandes der pietätvollen Freunde des Alten mußte dieser Beschluß gefaßt werden, da die Beschaffenheit der Brücke den Anforderungen des modernen Verkehrs nicht mehr entspricht. Sie ist nämlich halb aus Holz, halb aus Stein gebaut. Eine Kapelle und ein Wetterhäuschen bezeichnen die Mitte; die Holzseite gehört zu Großbasel, die Steinseite zu dem am jenseitigen Ufer liegenden Kleinbasel. Seit die schweren Wagen der elektrischen Straßenbahn, welche die beiden Städte verbindet, über die Brücke fahren, haben sich die sechs alten Holzpfeiler als nicht mehr genügend tragfähig erwiesen, und so muß nun die alte Brücke, deren erste Anlage noch aus dem Jahre 1225 stammt, einem modernen Neubau weichen. — Der in München verstorbene **Geheimrat Professor Dr. Hugo v. Ziemssen**, einer unserer bedeutendsten Kliniker, war am 13. Dezember 1829 in Greifswald geboren, habilitierte sich dort nach zurückgelegten Studien im Jahre 1856, folgte 1863 einem Ruf als Professor der Pathologie und Therapie nach Erlangen und ging 1874 in gleicher Stellung nach München, wo er als Direktor des Allgemeinen Krankenhauses und ärztlicher Schriftsteller eine ungemein fruchtbare und in mancher Hinsicht bahnbrechende Wirksamkeit entfaltete. Das „Handbuch der Hygiene und der Gewerkekrankheiten“, das er mit **Pettenkofer** herausgab, und seine Arbeiten über Kaltwasserbehandlung bei Lungenentzündung und Typhus, über Kehlkopf- und Speiseröhrenkrankheiten, sowie über Elektrotherapie sichern seinem Namen in der Geschichte der ärztlichen Wissenschaft ein dauerndes Andenken. — Der berühmte Forschungsreisende **Sven Hedin** ist



Sven Hedin.

nach gefährlichen Wanderungen durch die noch fast unbekannten Gebiete von Tibet, wobei er beinahe seine ganze Karawane verlor, aber die wissenschaftlichen Resultate der Expedition rettete, glücklich in Kaschmir angelangt. **Sven Hedin** ist am 19. Februar 1865 in Stockholm geboren, studierte daselbst und in Berlin Naturwissenschaften und bereist seit 1894 mit Unterstützung des Königs Oskar von Schweden die Gebiete Mittelasiens, unter denen Tibet das unbekannteste, wildeste und unwirtlichste ist.

Ziegenmilchverkäuferin in den Straßen Münchens.

(Mit Bild auf Seite 68.)

Eine eigenartige Erscheinung in den Straßen von München ist die Ziegenmilchverkäuferin, die ihr Raß schon von weitem durch lautes Ausrufen an-

kündigt. Diese Frauen kommen früh am Morgen aus den Münchener Vororten Schwabing, Au, Haidhausen u. s. w. mit ihren Tieren in die Stadt. Jede hat sechs bis zehn Stück Ziegen, die alle vorsorglich durch Stricke miteinander verbunden sind, bei sich. Wo sich Abnehmer finden, wird Halt gemacht und gleich an Ort und Stelle frisch gemolken. Den Frauen fehlt es nicht an Kunden, denn Ziegenmilch ist in München beliebt, und von manchem wird sie aus Gesundheitsgründen kurnäßig getrunken. Unser Bild zeigt eine solche Milchverkäuferin in der Neuhäuserstraße. Im Hintergrunde sieht man das Karlsthor.

Korsische Blutrache.

(Mit Bild auf Seite 69.)

Noch immer ist es den französischen Behörden auf Korsika nicht gelungen, die verderbliche Unsitte

der „Bendetta“, der Blutrache, auszurotten. Nach den alten Ehrbegriffen der Korsen haben die männlichen Glieder einer Familie die heilige Pflicht, den an einem der Ihrigen begangenen Mord an dem Mörder oder dessen männlichen Anverwandten zu rächen. Unser Bild zeigt einen solchen tragischen Vorgang. Ein Familienfest ist gefeiert worden. Die Teilnehmer sind auf dem Rückweg vom Feste. Die Männer sitzen stolz zu Pferde, die Frauen auf den schweren zweirädrigen Karren. Eben noch war alles in frohester Laune. Da, als man sich gerade in einem Hohlweg befindet, fällt links von der felsigen Bergwand ein Schuß, und mit einem Aufschrei sinkt der vorderste der Reiter zurück, während der Nächste zu eiliger Flucht wendet. Er hat den günstigsten Augenblick erhascht, um die lang geplante Blutrache auszuführen.

Die spanische Braut.

Historische Erzählung von A. D. Borum.

1. (Nachdruck verboten.)

Die noch heute öde, unfruchtbare Gegend zwischen Wiener-Neustadt und Baden — Steinfeld genannt — war vor zweihundertundfünfzig Jahren fast ganz unbewohnt, nur einige Schäferereien, zumeist Pächtern des Herrn v. Pottendorf und Ebenfurth gehörig, lagen zerstreut auf der Heide. Diese Schäferereien waren der einzige Zufluchtsort jener Reisenden, welche, um die lange Reichsstraße abzukürzen, quer über die Heide zogen, wenn sie von einem der furchtbaren Gewitter überrascht wurden, die auf dieser öden Fläche mit großer Gewalt wüthen. Der Herr auf Pottendorf, einem Schlosse



Ziegenmilchverkäuferin in den Straßen Münchens. (S. 67)

und Dörfe an der Grenze der Heide gegen Ungarn, war der kaiserliche Hofrichter Franz Nadasdy, der aber mit der mißvergnügten Partei in Ungarn gleiche Sache machte, an deren Spitze Priny, Wesselenyi und Frangipani standen. Man hatte damals (1666) ganz im geheimen den Plan gefaßt, die Braut des Kaisers zu entführen und nur gegen gewisse politische Zugeständnisse wieder frei zu geben. Diese Braut, die spanische Infantin Margareta Theresia, war eben unter dem Geleite des pisanischen Obersten Lamostina auf der Reise nach Wien und sollte nach Uebersteigung des Semmeringpasses in der allzeit getreuen Wiener-Neustadt mit ihrem kaiserlichen Bräutigam zusammentreffen, wohin ihr der junge Monarch von Wien aus entgegenreiste.

Die Ebene unfern der Grenze schien dem Plane der Verschworenen günstig. Samuel Vitnyébi, der Schloßvoigt von Pottendorf, sollte das ganze Unternehmen leiten, und der ver-

wegene Tollkops hoffte sogar, selbst den Kaiser durch einen kühnen Handstreich in seine Gewalt zu bekommen.

* * *

Ein furchtbares Gewitter entlud sich über der Heide. Der alte Schäfer Hasche, ein gichtbrüchiger Veteran aus dem Dreißigjährigen Kriege, gab sich alle Mühe, die geängstigten Schafe in den Pferch einzutreiben, dabei wettete er über seine lahmen Beine, über seine Dummheit, die beiden Knechte gerade heute weggeschickt zu haben, und über sein Enkelkind Brigitte, die gerade jetzt, wo er sie so nötig brauchte, noch nicht aus Pottendorf zurück sei, wohin sie zur Versorgung einiger Einkäufe vor zwei Stunden gegangen war.

„Hoho, Großvater,“ ertönte da Brigittens Stimme aus dem Regenschauer heraus, „da bin ich ja schon! Ueberlaß mir das weitere!“ Und während der alte Mann sich mühsam nach

dem Wohnhause zurücktappte, ging sie unekümmert um Sturm und Wind daran, die sich zusammengedrängten Tiere völlig zu sichern. Ein Blißstrahl, der krachend und schmetternd in nächster Nähe einschlug, machte auf das abgehärtete Steppenkind nicht den geringsten Eindruck. Erst als alle Arbeit gethan war, folgte Brigitte dem Großvater in die Wohnstube.

„Einen Sack voll Neuigkeiten bringe ich, Großvater,“ begann sie zu plaudern. „Der Vitnyébi hat was vor. Die Leute munkeln und stecken die Köpfe zusammen, aber keiner weiß etwas Sicheres. Verdächtiges Kriegsvolk, über hundert Mann, sammelt er im Schlosse, lauter schwarzbraune ungarische Reiter; keiner kann ein Wort Deutsch. Aber der Viehhändler Lorenz, der oft drüben im Ungarischen war und einige Worte versteht, hat herausgebracht, daß sie noch heute nacht oder morgen zu einem Fang oder Ueberfall ausreiten. — Was bellt denn die Hunde nur so arg?“



„Ist doch kein Krieg!“ polterte der Alte. „Mit den Türken nicht und den Schweden nicht und den Franzosen nicht. Was zum Henker sollen diese ewigen Streifereien? — Na, Hunde, werdet ihr wohl ruhig sein!“

Brigitte trat in den Hofraum, die beiden Schäferhunde zu beruhigen, die an der Innenseite des zugeworfenen Thores kläfften und bellten. Das Mädchen öffnete vorsichtig die Pforte und ging den Hunden nach, welche mit Macht hinausdrängten und einige wenige Schritte von der Schäferlei entfernt bei einem am Boden liegenden Gegenstand winselnd anhielten.

Es war ein junger Mann in der Kleidung eines herrschaftlichen Dieners, der durchnäht, mit Rot bedeckt und mit blutendem Gesicht besinnungslos am Boden lag. An seinem rechten Fuße steckte noch ein Steigbügel mit zerissenem Riemen; unfern von dem Verunglückten stand schnaubend ein gesatteltes Reitpferd. Offenbar war dieses, durch den Blitz erschreckt, durchgegangen, der stürzende Reiter mit dem Fuße im Bügel hängen geblieben und geschleift worden, bis glücklicherweise der Steigbügelriemen riß.

Das Mädchen untersuchte den Verunglückten, und da er noch lebte, so schaffte sie ihn mit Hilfe des herangehumpelten Schäfers in die Wohnstube, wo die wundärztliche Kunst des alten Soldaten weiterhelfen sollte. Das Pferd ließ sich willig in den Pferch treiben.

„Das ist ein läglicher Fall,“ sagte der Schäfer. „Der Verunglückte ist arg zerschunden, hat sich den Fuß verrenkt und eine Rippe gebrochen. Wenn nur die vertrackte Bewusstlosigkeit aufhört, sonst ist nichts zu machen!“

Endlich erwachte der Verletzte aus seiner Betäubung und fragte mit schwacher Stimme, wo er sei und ob es noch weit über Wiener-Neustadt nach dem Semmeringpasse sei; er müsse heute noch dahin.

Er wollte sich erheben, fiel aber mit Schmerzensgestöhnen auf das Lager zurück.

„Na, mit dem Reiten wird's noch ein Weilchen dauern,“ erklärte gutmütig der alte Hasche. „Vor sechs Wochen bringt Euch kein italienischer Doktor auf die Beine, aber ich hoff's.“

„Mein Gott! Dann ist alles verloren!“ seufzte der junge Reitersmann und verlor wieder die Besinnung.

Ein kräftiges Kräutergebräu, das ihm Brigitte gekocht, belebte ihn wieder.

„Bin ich bei ungarisch oder kaiserlich Gesinnten?“ war nun seine Frage.

„Na, zum Donnerwetter, ich meine, ein alter Pappenheimer Kürassier wie ich wird wohl gut kaiserlich sein!“ entgegnete stolz der Alte.

„Ihr seid ein alter Pappenheimer? Habt Ihr den Leutnant de Navarre gekannt?“

„Und ob! Er war in meiner Schwadron, unter des Rittmeisters Grafen Unverzagt Kommando, der jetzt kaiserlicher Kommandant der Feste Ebenfurth ist. Den kleinen Gaston de Navarre lehrte ich reiten und fechten.“

„Ich bin kein Kurier, wir beide sind von Paris aus Tag und Nacht geritten mit einem höchst wichtigen Schreiben von der französischen Königin, der Schwester der Braut des Kaisers Leopold. Diese reist über das Semmeringgebirge hierher, vorgestern soll sie noch in Graz gewesen sein —“

„Und übermorgen kommt sie nach Neustadt,“ unterbrach ihn Brigitte. „Dort kommt ihr der Kaiser entgegen; in Neustadt bauen sie schon Ehrenporten und setzen Maibäume und bunte Fahnen auf für den festlichen Empfang.“

„Der nicht stattfinden wird,“ rief der Verwundete. „Die kaiserliche Braut ist verraten von dem Führer ihrer Geleitmannschaft. Die Ungarn wollen sie überfallen; sie muß gewarnt

werden. Am französischen Hofe weiß man davon, hat es vielleicht selbst angezettelt; darum band uns die Königin größte Vorsicht und Geheimhaltung auf die Seele. Habt Ihr nicht einen vertrauten Mann, der die Botschaft übernehmen könnte? Wir wurden aufgehalten, haben vielleicht kostbare Zeit verloren; mein Herr eilte nach Wien zum Kaiser, ich sollte die Prinzessin noch jenseits des Gebirges treffen und sie warnen. Was ist nun zu machen? Habt Ihr keinen Boten?“

Da war guter Rat teuer. Der alte Hasche konnte natürlich nicht der Bote sein, auf die abwesenden Knechte war nicht zu rechnen, höchstens daß Brigitte nach Ebenfurth laufen und die Sache dem Grafen Unverzagt melden konnte.

„Nichts da, Großvater!“ unterbrach Brigitte die halblaut gemurmelten Erwägungen des Alten. „Ich gehe selbst. Jetzt verstehe ich, warum der Witnyédi die ungarischen Reiter in Pottendorf gesammelt hat. Ich kenne den Weg bis Neunkirchen gut, und von dort übers Gebirg giebt's nur einen einzigen. Find' ich die kaiserliche Braut noch im Dorfe Spital, so ist alles gut, der Dheim ist ja dort Rentschreiber, der wird's schon machen. Gebt mir Euer Brief und Beglaubigung.“

Dem alten Schäfer schien dieser Ausweg der vernünftigste, allein der Verwundete zweifelte.

„Vertraut ihr nur,“ redete der Alte ihm zu, „sie zwingt's. Ist echtes Reiterblut in den Adern des Mädels.“

„Wie, die Jungfer reitet?“ wunderte sich der Fremde.

„Na, das Roß möchte ich sehen, das sie abwirft,“ fuhr Hasche stolz auf. „Sie nimmt natürlich Euer Pferd, ein anderes haben wir nicht.“

„So sei es denn in Gottes Namen,“ willigte der Fremde ein, da ein anderer Ausweg nicht zu erfinden war. „Großer Lohn wird Euch, wenn's der Jungfer gelingt. Da trenne Sie den dritten großen Knopf an meiner Weste ab und gebe ihn der Infantin; darinnen sind ein paar engbeschriebene Zeilen. Und hier die volle Börse wird Sie auch brauchen können.“

Brigitte befolgte die Weisung, nahm den Knopf und das Geld und machte sich reisefertig. Nachdem sie noch das Pferd gefüttert und getränkt, nahm sie Abschied von ihrem Großvater. Sie schärfte ihm noch ein, am anderen Morgen ja ganz sicher einen Knecht zu dem Herrn Unverzagt nach Ebenfurth zu schicken — für alle Fälle nämlich. Kurze Zeit darauf flog sie auf dem stattlichen Pferde über den Heideboden nach Süden dahin.

2.

In dem geräumigen Gebirgsspitale am Semmering, besonders in dessen uraltem, noch aus den Kreuztügen stammendem Kloster, herrschte reges Leben. Die kaiserliche Braut war tags vorher angekommen, hatte mit ihrem Gefolge und fünfzig italienischen Dragonern hier garniert und hatte heute zeitlich morgens weiterreisen sollen, doch es verging Stunde auf Stunde, die Wagen standen gepackt, die Pferde gesattelt, und die hohe Frau zeigte sich nicht.

Man erzählte sich, daß früh morgens der Rentschreiber des Ortes mit einem fremden, todmüden Mädchen um dringende Audienz bei der Infantin gebeten habe. Nach mehr als einer Stunde Verweilens sei er darauf mit seiner verhüllten Begleiterin bei einer Hinterpforte des Klosters herausgetreten, und kurze Zeit darauf seien beide und die Frau des Rentschreibers in einem einfachen Gebirgswägelchen in der Richtung nach Mariazell davongefahren.

Wieder einige Zeit später raunte man sich zu, die kaiserliche Braut sei so ernstlich erkrankt, daß sie noch einen Tag im Orte bleiben werde; und in der That gab die Obersthofmeisterin den Befehl an die Fuhrleute und die Dragoner der Eskorte, abzuschirren.

Oberst Lamostina, der Kommandant der Dragoner, versuchte diesem Entschlusse seiner Schutzbefohlenen durch den Einwurf zu begegnen, daß hierdurch die Begegnung mit dem Kaiser verzögert würde; ihm war dieser Gegenbefehl sichtlich nicht nach Wunsch, er geriet mit der Obersthofmeisterin sogar in einen erregten Wortwechsel und verlangte dringend, mit der Infantin selbst zu sprechen. Allein diese schlug, angeblich infolge ihrer Krankheit, die Bitte ab und blieb die ganze Zeit unsichtbar für jedermann. Der Oberst mußte sich schließlich fügen. Er berief zwei vertraute Dragoner, gab ihnen einen geheimen Auftrag, und die beiden Welschen trabten verschmizt lächelnd ab.

Lamostina erklärte, daß sie die Verzögerung nach Neustadt zu melden hätten, aber die beiden Reiter berührten Wiener-Neustadt gar nicht, sondern wendeten sich gegen die weitverzweigten Auen an der Leitha, wo sie auf eine ungarische Feldwache trafen. Das wollten sie; sie wurden zu Witnyédi geführt.

Als die Prinzessin ihre Reise am nächsten Tage fortsetzte, war sie offenbar noch sehr leidend; eingehüllt in Mäntel und Tücher wurde sie von der Obersthofmeisterin in den Reisewagen gebracht, den sie mit derselben teilte. Mit niemand sprach die Infantin, und selbst in der Feste Klamm, welche den Pafweg beherrschte, und wo einige Stunden Mittagrast gehalten wurde, mied sie jedermann. Der Schlossverwalter wollte mit Rücksicht auf den leidenden Zustand der hohen Dame eine längere Rast, wömmöglich über Nacht, vorschlagen; auch fürchtete er für die Sicherheit der Reisenden, da man heute einige verdächtige Reiter der ungarischen Aufreiter in der Gegend gesehen habe. Allein Lamostina verachtete alle Bedenken und drängte zur Eile; indessen schickte er vorläufig seine Dragoner voraus, den Weg zu erkunden.

Die Dämmerung hatte noch nicht eingesetzt, als die Wagen der Reisegesellschaft aus den Hohlwegen des Gebirges zum erstenmal wieder in ebenes Gelände kamen, wo man die Reise beschleunigen konnte.

Plötzlich brachen aus den Auen und Wäldern, welche den Fluß entlang am Fuße der Rosalienberge sich ausdehnen, mit wildem Geschrei und drohenden Zurufen über hundert fremdartig gekleidete Reiter hervor, umzingelten die Wagen, zwangen die Kutscher gewaltsam zu halten und plünderten, was mitzunehmen war.

Die italienischen Dragoner, die in sträflicher Lässigkeit den Hinterhalt nicht vorher entdeckt hatten, sondern arglos weitergeritten waren, erschienen nicht nur zu spät, sondern zogen es auch vor, angesichts der Uebermacht der Angreifer es nicht zu einem ernstlichen Kampfe kommen zu lassen, so daß die Ungarn leichtes Spiel hatten.

Der Wagen, in welchem die Infantin fuhr, wurde nicht geplündert; eine Ehrenwache schützte ihn. Zu diesem Fuhrwerke trat jetzt der Führer der Reiter, der unternehmende Witnyédi, heran, und mit abgezogenem Kalpak sich tief verneigend, redete er die Prinzessin in deutscher Sprache an.

Die Obersthofmeisterin, die trotz ihrer Angst die Fassung und Würde behauptete, übernahm die Antwort.

„Die hohe Frau,“ sprach sie, „versteht nicht Deutsch; auch ist sie zu leidend, um ihre gebührende Entrüstung ausdrücken zu können.“

Vermögen Sie die Tragweite Ihrer That zu ermessen?"

Höflich, aber entschieden unterbrach der Ungar die Dame. „Sprechen Sie der Prinzessin unser tiefstes Bedauern aus, daß politische Zustände, daß der Druck, den wir seitens des Kaisers und seiner Räte erdulden, uns zu einer solchen verzweifelten That zwingen. Ist jedoch dem Kaiser seine Braut lieb und wert, dann wird ihre Gefangenschaft nur kurz sein, denn Leopold wird nicht säumen, uns die längst versprochenen Zugeständnisse als Lösegeld für seine Braut zu bewilligen. Im übrigen wird ihre Haft dem hohen Range entsprechend sein, keine Bequemlichkeit soll ihr abgehen.“

Er verbeugte sich artig und bestieg wieder sein Pferd, eben in dem Augenblicke, als bei den hinter dem Wagenzuge als Deckung folgenden Reitern eine unruhige Bewegung entstand und einer derselben, ungestüm heranreitend, eine Meldung hervorkeuchte.

Mit einem wilden Fluche sprengte der Anführer zur Nachhut seiner Reiter und stürmte mit ihnen davon, während die Pferde vor den Wagen jetzt zur schärfsten Gangart angetrieben wurden.

Es waren kaiserliche Reiter gemeldet worden, welche zur rechten Stunde erschienen, um den Ungarn die Beute abzuführen.

Der Kampf, der sich nun entwickelte, war ernst; deutsches Schwert und Krummsäbel kreuzten sich klirrend, die Rüstungen erklangen von den Schlägen der Streitärte, und dazwischen knatterten die Pistolen und Faustbüchsen. Die Ungarn fochten mit dem ihrer Nation eigenen ungestümen Mute; hier aber galt es mehr zähes Standhalten, um den Wagen Zeit zu geben, einen großen Vorsprung zu erlangen.

Auch dieses wäre schließlich gelungen, wenn die ermüdete Wagenbespannung in dem schnellen Tempo ausgehalten hätte, zu welchem sie die Treiber drängen mußten; aber die Zugtiere versagten den Dienst, einige stürzten; die Wagen konnten nur langsam Raum gewinnen, während sich die Entscheidung des Kampfes zu Gunsten der Deutschen neigte.

Wieder erschien der ungarische Offizier am Wagenschlag der Prinzessin. „Ich kann meine Aufgabe vorläufig nicht erfüllen; die Dienerschaft Eurer Hoheit muß zurückbleiben. Unser Gegner bedrängt uns hart. Ich bitte Euch, den Wagen zu verlassen und dieses schnelle Reitpferd zu besteigen.“

„Aber wir können ja nicht in diesen Kleidern reiten!“ erklärte die Obersthofmeisterin.

„Auf Ihre Person verzichten wir vorläufig, meine Gnädige; die hohe Frau hier aber wird sich dazu bequemen müssen. Rasch! Zwingen Sie mich nicht, einer Dame gegenüber Gewalt anzuwenden.“

Die Prinzessin und ihre Obersthofmeisterin ließen es dennoch darauf ankommen; sie stürzten sich weinend in die Arme, um voneinander Abschied zu nehmen, und ließen sich nicht trennen; es schien, als hätten sie die Absicht, recht lange die Geduld des Ungarn auf die Probe zu stellen.

Es war eine harte Aufgabe für ihn, denn schon wichen seine Reiter; erst einzeln, dann in Reihen und Schwärmen jagten sie zurück; schon folgten einzelne kaiserliche Reiter, und von der linken Seite her tönten neue deutsche Trompeten, eine Verstärkung der Gegner anzeigend. Da griff er denn rücksichtslos nach der Prinzessin, zog sie aus dem Reisewagen und wollte sie zu sich aufs Pferd heben. Aber die Dame bot ihm einen unerwarteten Widerstand; sie wehrte sich mit der Kraft eines Mannes, ergriff die Zügel des aufgeregten Pferdes, um es durch heftige Risse noch unruhiger zu machen, und schrie in gutem Deutsch laut um Hilfe.

„Hier Ebenfurth! Hier! Hilfe!“ Die Obersthofmeisterin und der übrige Hofstaat begannen auch zu schreien. Schon waren die deutschen Reiter nahe — der Ungar sah seine Sache verloren. Alle seine Gefährten waren schon geflohen; so befreite er sich mit einer gewaltigen Kraftanstrengung von der wie eine Klette an ihm hängenden Prinzessin, gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon, in der bereits eingebrochenen Dämmerung verschwindend.

Eine Abteilung der kaiserlichen Reiter versetzte die flüchtigen Ungarn; die Führer und Offiziere eilten zu der geretteten Prinzessin, um ihre Befehle zu erbitten.

„Ich werde mir ewig Vorwürfe machen, daß ich nicht selbst zu Eurer Hoheit eilte, sondern früher die kaiserliche Majestät warnte,“ bat ein Edelmann, der sich den Dragonern angeschlossen hatte. „Mein Diener hat also Eure Hoheit nicht oder zu spät getroffen; doch habe ich die Genußthung, rechtzeitig Hilfe und Entsatz gebracht zu haben.“

„Sofern Ihr Herr Gaston de Navarre seib, so liegt Euer Diener schwer verwundet in einer meiner Schäfereien,“ sprach der Anführer der zweiten Abteilung der deutschen Reiter. Es war der Schloßherr v. Unverzagt auf Ebenfurth. „Die Meldung und Warnung ist aber trotzdem ausgerichtet und von Erfolg begleitet gewesen.“

„Dieses wackere Mädchen hier hat die große That vollbracht,“ fügte jetzt die Obersthofmeisterin hinzu und zeigte auf die Prinzessin, die sich bescheiden im Hintergrunde hielt.

Alle sahen sie erstaunt und fragend an und drängten sich näher an die vermeintliche Prinzessin, welche langsam die im Ringen mit dem Ungarn arg mitgenommenen Schleier und kostbaren Hüllen ablöste.

„Das ist ja gar nicht unsere Prinzessin!“ riefen die Damen und Kavaliere des Hofstaates.

„Nein. Unsere hochverehrte Herrin ist längst in Sicherheit. Dieses tapfere Mädchen hier hat uns die Warnung vor dem Ueberfalle überbracht und auch den abenteuerlichen Plan erdacht, zur Täuschung unserer verräterischen Feinde die Rolle der Prinzessin zu spielen, während die hohe Frau in einfacher Verkleidung unter dem Schutze eines wackeren Mannes nach dem Stitte Mariazell entflo.“

Die Obersthofmeisterin hatte diese Erklärung laut und vernehmlich abgegeben und, von dankbarer Rührung überwältigt, das Mädchen umarmt. Alle traten näher hinzu und beglückwünschten und belobten Brigitte.

„Alle Wetter!“ rief Graf Unverzagt, der auch herangetreten war. „Das ist ja die Brigitte Hasche! Brav, mein tapferes Mädchen! Dir soll dein Lohn werden!“

Die Belohnung für die wackere That des einfachen Mädchens übernahm der Kaiser selbst. Er war an dem verhängnisvollen Tage seiner Braut entgegengereist, aber bereits in Mödling bei Wien von dem schweren Gewitter zum Uebernachten gezwungen worden. Am anderen Morgen hatte ihn die Botschaft des Herrn de Navarre zur Rückkehr nach Wien bewogen, von wo aus er eine Compagnie seiner Leibdragoner dem Brautzuge entsandte. Andererseits hatte der Schloßvogt von Ebenfurth, durch den Knecht des Schäfers benachrichtigt, seine Mannschaften aufgeboten, um die Prinzessin zu befreien.

Diese war mittlerweile ungefährdet in Mariazell eingetroffen und von dort über Lienz nach St. Pölten geleitet worden, wo sie der unterdessen benachrichtigte kaiserliche Bräutigam einholte. —

Der Kentschreiber erhielt als erbliches Eigentum einen Weiler an der steirischen Grenze

zwischen Spital und Semmering, das jetzige Steinhaus. Brigitte Hasche wurde beschenkt mit dem ganzen Schmuck und Gewand, das sie als spanische Prinzessin getragen hatte, und bekam von Leopold in der Nähe der Schäferei ein großes Grundstück am Ufer der Fischea, so wie das nötige Geld, um dort ein Gehöft zu errichten. Auch der treue Diener des Herrn de Navarre ging nicht leer aus. Er erhielt die Mittel, sich in der Nähe anzusiedeln, denn die Stätte, wo er als Kranker und Verwundeter gewohnt, war ihm durch seine Pflegerin lieb geworden. Seinen wallonischen Namen La Siege hatte er mit Sieger vertauscht, und die beiden unmittelbar aneinanderstoßenden Ortschaften Haschendorf und Siegersdorf, die jetzt wie eine Oase in dem öden Steinfeld liegen, sind die nun zu Dörfern gediehenen Stammsitze der Helbin dieser wahren Erzählung und ihres späteren Gatten.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein alter Adel. — Im ehemaligen Kurfürstentum Hessen durften bis zum Jahre 1831 hergebrachte: machen nur Abiturienten von Adel und Söhne von hoffähigen Beamten zu den akademischen Studien auf der Landesuniversität Marburg zugelassen werden, eine Einrichtung, welche mit kleinlicher Sorgfalt aufrecht erhalten wurde. Wie mancher talentvolle und strebame junge Mann wurde dadurch in seinen Bestrebungen aufgehalten.

Um das Jahr 1825 hatte ein Bauernsohn Namens Franz Egel aus dem Dorfe Roshbach bei Hünfeld das Gymnasium zu Fulda mit Auszeichnung absolviert. Gerne hätte er sich dem Studium der Rechtswissenschaft hingeegeben, aber unter den obwaltenden Umständen war auf die Erfüllung dieses Wunsches nicht zu hoffen.

In dieser Betrübnis kam ihm der Zufall zu Hilfe. Der Schreiblehrer des Gymnasiums nämlich, ein noch jugendlicher Künstler, zu dessen Amtspflichten unter anderem auch die kalligraphische Fertigkeit der Abgangszeugnisse gehörte, hatte, sei es aus Ueber-eilung oder in einer Anwandlung von Humor, in dem Zeugnisse des Egel die Namensangabe so ge-schrieben: „Zuhaber dieses, der Abiturient Franz Egel von Roshbach“ etc., wodurch jemand, der mit den persönlichen Verhältnissen des Egel nicht vertraut war, leicht zu der Annahme gelangen konnte, daß derselbe einem adeligen Geschlechte entstamme. Egel, dem es nicht an Muttersinn gebrach, erkannte sofort den ihm hieraus erwachsenen Vorteil und beschloß, bei dem akademischen Senate in Marburg um Immatrikulation als Student der Jurisprudenz nachzusuchen. Er siedelte daher gleich jedem anderen Berechtigten bei Beginn des Studiensemesters nach der Universitäts-stadt über. Als der Syndikus der Universität sein Ab-gangszeugnis durchgesehen hatte, entließ man ihn mit allen Anzeichen besonderer Hochachtung. Egel wurde in seinem Vorhaben dadurch natürlich bedeutend ermutigt, aber doch klopfte ihm das Herz, als er, der Aufforderung am schwarzen Brette folgend, sich nebst den übrigen Aspiranten in der Aula des Universitäts-gebäudes einfand, um dort durch den Rektor der Universität die Bestätigung der vorliegenden Gesuche zu erfahren. Doch bald verwandelte sich alle Besorgnis in helle Freude, denn der Rektor verlas unter den ersten der Immatrikulierten mit lauter und besonders gehobener Stimme auch „Herrn Franz Egel von Roshbach, Studenten der Jurisprudenz“. Syndi-kus und Rektor waren in der That übereinstimmend der Ansicht gewesen, daß Egel adeliger Herkunft sei, und hatten sogar ihre Vermutungen darüber aus-gesprochen, daß das Geschlecht der „Egel von Roshbach“ ein uraltes Rittergeschlecht sein müsse, vielleicht sogar in die Zeiten des aus dem Nibelungenliede be-kannten Hunnenkönigs Egel hinaufreiche. Studiosus Egel von Roshbach, wie er fortan tituliert wurde, welcher sich als einziger Sohn seiner Eltern im Genuße eines „guten Wechsels“ befand, bestrebte sich denn auch, durch sein Auftreten des so leicht erworbenen Adelsprädicats sich würdig zu erweisen.

Wenn die akademische Behörde auch später über ihren Irrtum aufgeklärt worden sein mag, so wäre eine Annullierung der einmal erfolgten Immatrikulation für den hervorragende Fortschritte machenden jungen

Studenten doch zu empfindlich gewesen, weshalb man die Sache auf sich beruhen ließ. [N. v. B.]

Eine Fischhyäne. — Als eine wahre Hyäne des Wassers wird von verschiedenen Forschern ein Süßwasserfisch Mittel- und Südamerikas, die Piraya oder der Pirai, bezeichnet, weil seine Gefräßigkeit geradezu einzig dasteht. Der Pirai erreicht nur eine Länge von dreißig Centimeter und findet sich in der Regel ungefähr sechzig Seemeilen von den Mündungen der Flüsse aufwärts in Buchten und an Stellen mit schwacher Strömung. Überall, wo ihnen Beute winkt, stellen sich die Pirais zu Tausenden ein und begleiten mit Vorliebe die Boote. Sobald irgend ein Abfall aus dem Boote in das Wasser geschüttelt wird, dunkelt sich daselbe von der ungeheuer anwachsenden Menge dieser Fische. Es entspinnt sich ein wütender Kampf um jeden Brocken, nach dessen Beendigung stets zahlreiche Fischleichen die Oberfläche

bedecken. Von ihrer Gefräßigkeit giebt der bekannte Reisende Schomburgk folgende Schilderung: „Greifen sie einen größeren Fisch an, so beißen sie ihm zuerst die Schwanzflosse ab und berauben damit den Gegner seines Hauptbewegungswerkzeuges, während die übrigen über ihn herfallen und ihn bis auf den Kopf zerfleischen und verzehren. Selbst die Fische der Wasservögel, Schildkröten und die Beihen der Alligatoren sind vor ihnen nicht sicher. Eines Abends, als ich mich mit Angeln beschäftigte, zog ich einen ziemlich ansehnlichen Pirai ans Land. Nachdem ich ihn mit einigen kräftigen Schlägen auf den Kopf getötet zu haben glaubte, legte ich ihn neben mich auf die Klippe, plötzlich jedoch machte er wieder einige Bewegungen und, bevor ich es verhindern konnte, schwamm er, wenn auch noch halb betäubt, auf der Oberfläche des Wassers umher. Sofort waren sechzehn bis zwanzig seiner Genossen um ihn versammelt, und nach

einigen Minuten war nur der Kopf noch von ihm übrig.“

Selbst den Menschen verschonen die Pirais nicht. „Auch die Pirais“, berichtete der schon genannte Forschungsreisende Schomburgk, „durchfurchten den Wasserfaum und schälten dabei einem meiner Begleiter, der eben seine Hände waschen wollte, zwei seiner Finger fast rein ab, so daß der Unglückliche dieselben während eines großen Teils der Reise fast gar nicht gebrauchen konnte. Die kühlenden Wellen des Flusses waren bei der unaussethlichen Hitze für unsere Gesundheit die größte Erquickung, welche uns aber leider nur zu bald vergällt wurde, da einem der Indianerknaben, welche uns gefolgt waren, beim Uberschwimmen des Flusses von den gefräßigen Pirais ein großes Stück Fleisch aus dem Fuße gerissen wurde. Das schreckliche Aufschreien des Knaben, als er die Wunde erhielt, ließ uns anfänglich befürchten, er sei

Humoristisches.



Der zerstreute Professor.
Wertwüßig, heut will kein Fisch anbeißen!



Die junge Frau.
Frau (zu ihrem aus Bureau gehenden Gatten): Lieber Mann, heut zu deinem Geburtstag bekommst du auch etwas ganz Besonderes zum Mittag — hast du noch einen Wunsch?
Mann: Ja, liebe Frau, hilf nicht beim Kochen.

die Beute eines Kaimans geworden. Schreck und Schmerz hatten ihn so erschüttert, daß er kaum das Ufer erreichen konnte.“

Die Pirais sind daher die gefährlichsten Bewohner der Flüsse Mittel- und Südamerikas, gegen die ein heftiger Vernichtungskrieg geführt wird, der aber bei der großen Vermehrung der Fische trotzdem keine Erleichterung schafft. [Th. S.]

Die kranken Stiefel. — Als der bekannte Komponist Spohr mit seinem Orchester 1825 nach Wien kam, war es sein eifrigstes Bestreben, mit Beethoven bekannt zu werden. Das war aber schwierig, denn Beethoven war in seinen letzten Jahren sehr menschenscheu. Doch gelang es Spohr endlich, den Meister kennen zu lernen und für sich zu interessieren. Fast Tag für Tag verkehrten beide miteinander. Plötzlich blieb Beethoven aus. Spohr zerbrach sich den Kopf, ob er ihn vielleicht gegen seinen Willen beleidigt habe, aber er fand keinen Anhalt dafür.

Nach einigen Tagen stellte sich Beethoven denn auch wieder ein. „Waren Sie krank?“ fragte Spohr.

„Ich nicht, aber meine Stiefel,“ war die kurze Antwort.

Beethoven besaß nämlich nur ein einziges Stiefelpaar, hatte es zum Ausbessern gegeben und war so lange notgedrungen zu Hause geblieben. [D.]

Bilder-Rätsel „Notisskonorden“.



Eine lustige Dame hatte kürzlich auf einem Balle einen Herrn mit obigem Orden dekoriert, der bei den Beteiligten lebhaftes Interesse hervorrief und von allen Seiten neugierig betrachtet wurde. Aus dem Orden läßt sich nämlich ein Sprichwort herauslesen; wie lautet dasselbe?

Auflösung folgt in Nr. 10.

Charade. (Vierflüßig.)

Die Lehten sind mit Recht verhaßt;
Von schlimmer Leidenschaft erfaßt,
Berthun sie Gut und Geld.

Sind ihre ersten leer so dann,
So flieht sie jeder, der es kann;
Das ist der Lauf der Welt.

Das Ganze aber ist beliebt,
Obwohl es stets sich Mühe giebt,
Zu täuschen unseren Sinn;

Es erntet der Bewunderung Zoll
Und seine ersten werden voll;
Das ist sein Hauptgewinn.

Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösungen von Nr. 8:

des Bilder-Rätsels: Ein Stedenpferd frißt mehr als hundert Adergäule;

der Ergänzungs-Aufgabe: Karstein, Abendstern, Ritterhorn, Lußschloß, Vaterland, Schindien, Naturlehre, Hammerfest, Schwein, Landmacht, Trauermarsch, Eisenhut, Fierlohn. Die Anfangsbuchstaben ergeben: Karl von Holtei;

des Rätsels: Thal — Halt.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.